

Morgens, wenn er mich wachrüttelt, sagt Vater, er wisse, dass ich müde sei, er wisse auch, dass ich mich kaum noch auf den Beinen halten könne, aber ich hätte keine Wahl, ich müsse üben, jede Minute, jeden Augenblick müsse ich nutzen, denn ich hätte nicht mehr viel Zeit, nur noch einen Monat, dann sei mein dreizehnter Geburtstag, der schwarze Geiger werde kommen, um mich zu prüfen, bis dahin müsse ich pausenlos üben, wenn wir nicht gerade schliefen, würden wir üben, das sei absolut notwendig, denn er wolle nicht, dass es mir so ergehe wie ihm.

Vater zeigt mir seine Hände, die Finger sind krumm und knotig wie die Wurzeln der Eibe, er sagt, das wird gar keine Prüfung, sondern ein Wettstreit, ich werde gegen den schwarzen Geiger antreten müssen, er wird sich mitten ins Zimmer stellen und etwas spielen, eines der siebenundsiebzig Lieder, das muss ich nachspielen, und wenn ich besser spiele als er, wird er mir seine Geige schenken, die Geige samt Bogen, dann wird er hinausgehen, blitzschnell den verdorrten Birnbaum hochkraxeln, bis in die Spitze, seinen Mantel ausbreiten, wegfliegen und nie wieder zurückkehren, doch wenn nicht, wird er mir mit seinem eisernen Bogen alle Finger zertrümmern, und nicht nur die Finger, sondern alle kleinen Handknochen, so dass ich nie wieder einen Bogen halten kann und auch keine Geige, also täte ich gut daran, mich anzustrengen, mich nicht vor der Arbeit zu drücken, nicht zu schummeln, sonst könne ich mich gleich von meinen geliebten Fingerchen verabschieden.

Vater sitzt im Schaukelstuhl, fuchtelt mit dem alten Bogen, dirigiert mich, sagt, ich solle aufhören und von vorne anfangen, oder er sagt, noch einmal oder schneller oder langsamer, vor allem aber sagt er, ich spiele falsch, ganz falsch, ob ich denn nicht merke, dass es falsch sei, ich solle endlich richtig hinhören, schließlich sei ich sein Sohn, ich könne doch nicht taub sein.

Wie ein großes Metronom wippt der Schaukelstuhl auf dem zerschlissenen Perserteppich hin und her, die Dielen unter dem Teppich knarren im Takt, Vater sagt, er wisse, dass es sehr schwer sei, aber ich solle mich nicht fürchten, denn er bereite mich seit meiner Geburt darauf vor, den schwarzen Geiger zu besiegen, der Bogen liege ja auch deshalb so gut in meiner Hand, weil er ihn mir bereits in die Hand gedrückt habe, als ich noch gar nicht laufen konnte, ich sei ein dummer Knirps gewesen und hätte ihn gar nicht anfassen wollen, doch dann habe er ihn mir an die Hand gebunden, mit harzdurchränkter Gaze, damit ich ihn nicht wegwerfen konnte, sondern mich an sein Gewicht und den Griff gewöhnte, denn er habe bereits damals gewusst, jede Minute sei kostbar, jeden Augenblick müsse man nutzen.

Wenn ich die schnelleren Lieder übe, wippt auch Vaters Schaukelstuhl rascher vor und zurück, er schreit mich an, ich solle den Takt halten, ich solle an den schwarzen Geiger denken, und falls ich glaubte, dass das richtiges Üben sei, solle ich wissen, dass der schwarze Geiger jede Nacht draußen an am Kreuzweg übt, mit dem Rücken zum Mond, um den Schatten seines Bogens im Straßenstaub sehen zu können, wenn er schnell genug spiele, komme der Schatten nicht mehr hinterher, reiße vom Bogen ab und bleibe im Staub liegen, er sehe dann aus wie eine längliche Pfütze, ich solle mir vorstellen, dass auch ich so schnell sei. Wenn Vater davon erzählt, steht er manchmal aus dem Schaukelstuhl auf, stellt sich hinter mich, schaltet seine von zehn Batterien betriebene Xenon-Sturmlampe an und beleuchtet mich so, dass mein Schatten schwarz auf die Wand fällt, dann sagt er, ich solle mir vorstellen, ich sei der schwarze Geiger, solle die Hand so bewegen, als sei es gar

nicht meine Hand, dabei sehe ich immer zur Wand, zu meinen Schatten an der Wand und warte darauf, dass er plötzlich stehen bleibt, doch er bewegt sich immer weiter.

Vater sagt, ich dürfe mich beim Spiel durch nichts stören lassen, manchmal leuchtet er mir mit der Sturmlampe in die Augen, ein andermal bläst er mir mit der Fahrradpumpe ins Ohr oder springt mit der Ratsche in der Hand um mich herum, manchmal bringt er auch die Hundekette, legt sie in den Waschtopf und schüttelt ihn aus voller Kraft, er sagt, ich müsse mich daran gewöhnen, denn der schwarze Geiger werde den Wind um mich herumwirbeln lassen, mir werde es vorkommen, als flatterten Krähen und Fledermäuse an mir vorbei, als schlugen sie mir mit ihren Flügeln ins Gesicht, doch selbst dann dürfe ich keinen Fehler machen.

Vater springt mit dem Waschtopf um mich herum, die Kette rasselt sehr laut, doch Vater übertönt sie, er erzählt vom schwarzen Geiger, davon, dass er immer um Mitternacht auf den Friedhof gehe und dort den Geistern aufspiele, die Geister erwachen und tosen um ihn wie der heftigste Sturmwind, wenn er auch nur einen schiefen Ton spielt, würden sie ihn sofort unter die Erde mitnehmen, doch der schwarze Geiger erschrecke nie, oder selbst wenn er erschrecke, sehe man es ihm nicht an, sondern er bringe die Geister zum Tanzen, und wenn er die Nase voll davon habe, fange er an, rückwärts zu spielen, und dann könnten die Geister gar nicht anders, sie müssten unter die Erde zurück, ja, wirklich, wenn er rückwärts spiele, könne der schwarze Geiger selbst den größten Sturm vergehen und die Wolken fortziehen lassen, und wenn er wollte, könnte er sogar Kranke heilen, so kräftig sei sein Strich.

Vater sagt, ich müsse alle siebenundsiebzig Lieder so können, dass ich jedes einzelne mit geschlossenen Augen von Anfang bis Ende und zurück spielen könne, selbst wenn er mich aus dem tiefsten Schlaf reiße, und oft reißt er mich tatsächlich aus dem Schlaf, wischt mir mit einem feuchten Tuch übers Gesicht, wartet nicht einmal ab, dass ich mich hinsetze, schon drückt er mir Geige und Bogen in die Hand, sagt den Titel des Liedes, manchmal steige ich nicht einmal aus dem Bett, sondern spiele so, im Liegen, Vater sagt, ich mache das gut, aber ich müsse wissen, dass der schwarze Geiger auch mit dem Kopf nach unten spielen könne, manchmal kraxele er bis in die Spitze der höchsten Kiefer, hake seine Stiefel in die dünnsten Zweige, lege sich auf die weichen Äste und spiele dort oben, und zwar so, dass alle Zapfen sich öffneten und die Kerne ihm direkt in den Mund rieselten.

Vater sagt, ich müsse nun auch während des Essens spielen, wenn der schwarze Geiger gleichzeitig essen und spielen könne, müsse auch ich es können, er formt mir kleine Kugeln aus Grießnudeln, wirft sie in die Luft, manche fange ich mit dem Mund, manche mit dem Bogen oder ich schieße sie vom Ellenbogen in den Mund, Vater lobt mich selbst dann nicht, wenn ich kein einziges fallen lasse, er sagt nicht, wie geschickt ich bin, nickt nur, und dass er doch zufrieden mit mir ist, weiß ich, weil er mir gesalzene Kürbiskerne in den Mund oder Himbeerbonbons in die Luft wirft.

Mich ausruhen darf ich nur, wenn ich einen Krampf bekomme, dann muss ich mich auf den Boden legen, und Vater massiert mich so lange mit Walnussöl, bis sich der Krampf löst, doch auch während er mich massiert, erzählt er vom schwarzen Geiger, davon, dass er angeblich hinter dem Berg, auf dem Dachboden der alten Glasfabrik lebt, als Vaters Hand nach langer Zeit endlich geheilt war, seien sie zur Glasfabrik gegangen, er und sein bester Freund, um die Geige des schwarzen Geigers zu stehlen, sie seien am Samstag gegangen, denn samstags spiele der schwarze Geiger nicht, sondern schlafe den ganzen Tag und die ganze Nacht, vom ersten Hahnenschrei des

Samstagmorgen bis zum ersten Hahnenschrei des nächsten Tages, sie hätten die Glasfabrik sogar gefunden und das Schnarchen des schwarzen Geigers gehört, nur fanden sie in der Ziegelmauer der Fabrik kein Tor, sie seien rundeherum gelaufen, immer nur rundherum, mal in die eine, mal in die andere Richtung, bis sie den Hahn krähen hörten.

Ich darf auch nicht aufhören, wenn mir eine Saite reißt, es sind sehr gute Saiten, sie halten einiges aus, mein Vater hat sie aus dem Darm eines schwarzen Bocks und dem Netz einer Kreuzspinne gedreht, doch ab und zu reißen sie, Vater sagt, sein Verhängnis sei gewesen, dass er die Geige abgesetzt habe, als ihm zwei Saiten auf einmal gerissen seien, das dürfe ich nicht tun, ganz gleich, was geschehe, ich müsse, ohne mit der Wimper zu zucken, weiterspielen, auch wenn nur noch eine Saite übrig ist, ja, sogar dann noch, ich müsse spielen, bis das Lied zu Ende sei. Manchmal schneidet er mit der großen Schneiderschere eine Saite durch, damit ich mich daran gewöhne, dann muss ich so hohe Töne spielen, dass sie uns in die Zähne fahren, und uns davon die Ohren klingen, doch ich höre nicht auf.

Wenn ich schon so erschöpft bin, dass ich kaum noch spielen kann, gehen wir in den Hof, Vater hilft mir, mich in die Waschschüssel zu setzen, die er anstelle des Eimers an der Brunnenkette befestigt hat, dann lässt er mich hinunter, ganz weit hinunter, bis meine Sohlen schon beinahe das Wasser berühren, damit mir die Kühle des Brunnens neue Kraft verleiht. Dort unten zu spielen ist am schwersten, denn um mich herum plätschert und hallt es, als befände ich mich tatsächlich mitten im Sturm, die Kette pendelt hin und her, doch ich spiele und spiele, höre nicht auf, lehne mich zurück, übers Wasser, wie Vater es mir beigebracht hat, lasse mir vom kühlen Moos an der Brunnenwand den Nacken kühlen und schaue hinauf zum kleinen blauen Kreis des Himmels. Ich halte den Bogen mit festem Griff, denke an Vaters Finger, denke daran, was er über unseren Brunnen gesagt hat, dass er so tief sei, dass ich darin sogar am Tag die Sterne und den schwarzen Himmel sehen könne, ich streiche die G-Saite so stark, so sehr, dass es mir im Kinn, im ganzen Kopf kribbelt, ich stelle mir vor, wie der Himmel dort oben schwarz wird und die Deichsel des Großen Wagens erscheint.

Vater zieht mich hoch und fragt, ob ich die Sterne gesehen habe, ich denke an den blauen Himmel und antworte, ja, ich habe sie gesehen, da lächelt Vater mich an, seine Zähne funkeln im Licht, als wären sie aus purem Gold, er fährt mir mit seinen krummen Fingern durchs Haar und sagt, dann ist ja alles gut, dann haben wir nichts zu befürchten, nun ist es ganz sicher, dass nichts schiefgehen wird.

Übersetzung: Timea Tanko

Cry me a river

(Lampenfieber)

Als ich zum ersten Mal die Bühne betrat, rauschte und toste das Publikum wie das Meer, und mir kam es vor, als stünde ich am Ufer, und eine schäumende graue Welle rollte auf mich zu, ergriff mich, wirbelte mich herum und schleuderte mich gegen die Felsen, ich spürte, es ging nicht, ich würde keinen Ton herausbringen, und das war es dann, ich bin am Ende.

Ich hob den Kopf, blickte ins Rampenlicht, der weiße Scheinwerfer blendete mich und ließ mich erstarren, es war, als blickte ich in einen Spiegel, ich sah mich und wusste, das würde nichts werden, ich war doch nur ein albernes junges Ding mit langen Armen und langen Beinen, trotz Absatzschuhen und Konzertkleid war ich nur ein Kind und hatte hier rein gar nichts zu suchen, und da schloss ich die Augen, hinter den Lidern sah ich orange und grün das Licht der Scheinwerfer, und ich stellte mir vor, es sei die Sonne, ich sähe die Sonne, wie sie aus dem Meer aufstieg, um mich mit ihrer Wärme zu erfüllen, mich an sich zu reißen, und da spürte ich, dass ich das Meer war, dass die Welle in mir war, ich fühlte, wie sich meine Lippen öffneten und der Gesang von irgendwoher tief in mir hervorbrach, nicht laut, sondern so, wie es sein musste, mit einer zurückgehaltenen, gespannten Leidenschaft, ich hörte, wie hinter mir Kontrabass, Schlagzeug und Klavier einsetzten, doch ich achtete nicht auf meine Stimme, auch nicht auf die Musik, sondern auf das Publikum, das mit einem Mal verstummte, als hätte jeder einzelne im selben Augenblick den Atem zurückgehalten, und da hatte ich das Gefühl, nun würde alles gut werden, es zählte nicht, dass ich erst vierzehn Jahre alt war, und auch meine schlechte englische Aussprache zählte nicht, nur das, was ich fühlte, zählte, und dass meine Stimme wiedergab, was ich fühlte, jede Nuance meiner Stimme gab meine Gefühle wieder, und ich sang cry me a river, und obwohl ich noch nie verliebt gewesen war und mich noch nie jemand verlassen hatte und auch ich noch nie jemanden verlassen hatte, gab meine Stimme die Hoffnungslosigkeit und den Schmerz der Enttäuschung wieder, man wusste, dass nun alles vorbei war, leer und für immer verloren, obwohl mir noch nie jemand das Herz gebrochen hatte, und auch ich noch nie jemandem das Herz gebrochen hatte, war dieser Schmerz aus meiner Stimme herauszuhören und auch dass ich mich mit dem Schmerz abgefunden hatte und vergeben würde, aber auch, dass ich niemals würde vergeben können, einfach alles.

Ich stand da, mit geschlossenen Augen, und sang dieses traurige Lied, und es kam mir so schwergewichtig vor, dass ich es nicht würde halten können, dass ich es nicht würde ertragen können, der Schmerz war schwerer als meine Stimme, er würde sie zerbrechen, ich würde verstummen, diese unsägliche Traurigkeit würde mich verstummen lassen, ich war mir sicher, dass ich es nicht würde zu Ende singen können, ich hörte fast, wie meine Stimme wegbrach, da öffnete ich die Augen, blickte wieder ins Licht, hörte die Musik, das Schlagzeug und das Klavier und den Kontrabass, das tiefe Pulsieren des Kontrabasses war wie das Weinen, das mir in der Kehle saß, und vom Weinen sang ich ja auch gerade, cry me a river, der Klang des Klaviers hob meine Stimme empor, das Pulsieren des Kontrabasses hielt sie und unterstützte sie und das Schlagzeug unterlegte ihr einen Rhythmus, hob sie aus der hoffnungslosen Starre heraus, und da ließ der Schmerz allmählich nach, ja, genau davon handelte die Musik, davon, dass der Schmerz irgendwann

nachließ, und da verstand ich, dass ich nicht allein war, dass ich nicht allein auf der Bühne stand, die Musik war bei mir, hob mich und hielt mich, verlieh dem Schweren eine Leichtigkeit und dem Leichten eine Schwere, sie half zu empfinden und half zu leben, und ich hatte nichts anderes zu tun, als mich ihr zu überlassen, sie zu spüren und das einzubringen, was ich fühlte, und wenn mir das gelänge, so käme alles in Ordnung, wenn mir das gelänge, würde ich wirklich und wahrhaftig Sängerin werden, ich wäre nicht mehr nur das aufgeregte Mädchen mit der guten Stimme in einem schlechtgeschnittenen Konzertkleid.

Ich blickte ins Licht, dann langsam hinunter, zum Publikum, sang und erkannte in dem Glanz die einzelnen Gesichter, und wusste, wenn sie mir zuhörten, dann fühlten sie genau, was ich fühlte, die gleiche gewichtige Erleichterung, und da erblickte ich mich wieder, wie ich strahlend auf der Bühne stand.

(Tönung)

Mein erster Gedanke war, das Konzert ausfallen zu lassen. Ich würde auf keinen Fall singen können.

Als ich dann endlich begriff, dass mein Mann die Wahrheit gesagt hatte, dass es ihm ernst war, dass er wirklich im Ernst gesagt hatte, zwischen uns sei es aus, er liebe mich nicht mehr, er liebe eine andere, sein Leben und seine berufliche Zukunft stelle er sich von nun an mit ihr vor, und er wisse, er hätte mir das nicht jetzt, fünf Minuten vor dem Konzert sagen sollen, doch ich müsse verstehen, er hätte sich nicht noch einmal hinter mich auf die Bühne stellen können, ohne dass ich die Wahrheit kannte – also als ich all das begriff, musste ich daran denken, dass wir in einer Woche unseren achtzehnten Jahrestag gefeiert hätten.

Ich betrachtete seinen Mund, immer wieder befeuchtete er beim Sprechen nervös die Unterlippe, wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn, ich mochte diese unruhigen, beinahe femininen Gesten, ich glaube, es waren seine Hände, in die ich mich gleich bei der ersten Probe verliebt hatte, vielmehr seine Finger, als seine Finger über den Hals des Kontrabasses glitten, spürte ich die Berührung auf meiner Haut, stellte mir vor, wie er mir über den Rücken streicht, wie er mir mit den Fingern an beiden Seiten der Wirbelsäule entlangfährt, mit sanftem Druck über die angespannten Muskeln, mich an sich zieht, mich fest umarmt, es war so offensichtlich, dass dies geschehen müsse, dass ich mich für den Gedanken gar nicht schämte, den Kopf nicht senkte, nicht wegschaute, sondern ihn anlächelte. Später einmal gestand er mir, dass er nie zuvor ein so selbstsicheres, wildes und reines Lächeln gesehen habe wie damals, und als ich dann zu singen begann, dachte ich, dass sei für ihn, allein für ihn, und ich wusste, dass auch er es genau spürte, denn er spielte makellos, legte den Rhythmus unter meine Stimme, um sie zu stützen und zu verstärken, hielt ihr einen Spiegel hin und vervielfältigte so deren Leuchten und Glanz.

Ich sah, wie sich die Falten auf seiner Stirn vertieften, hörte, wie er sagte, er schäme sich, denn er wisse, unsere Geschichte sei von musikhistorischer Bedeutung, es sei in der Tat eine wunderschöne Geschichte, eine Sängerin und ein Bassist, die sich ineinander verlieben, gemeinsam weltberühmt werden, das sei unglaublich schön gewesen, doch ich müsse verstehen, dass die Liebe,

die er nun für jemand anderen empfinde, stärker sei als alle andere, er habe keine Wahl, er müsse mich verlassen, müsse gehen, denn das Leben treibe ihn in eine andere Richtung.

Er verstummte, stand auf, sah mich mit leicht verzogenem Mund an, wartete darauf, dass ich etwas sagte. Dass ich zusammenbrach, weinte, dass endlich irgendetwas geschah.

Ich betrachtete sein Gesicht, spürte, dass ich gefroren, dass ich innerlich zu Eis geworden war, ich dachte, Weinen würde helfen, doch selbst das konnte ich nicht, das war's, dachte ich, und da sah er mich für einen Moment an, wie er mich nie zuvor angesehen hatte, sein Blick war zugleich voller Mitleid und Hass und Scham, er sah mich an wie einen Gegenstand, und da fiel mir plötzlich ein, dass ich diesen Gesichtsausdruck doch schon einmal bei ihm gesehen hatte, einige Wochen zuvor, da hatte er im Badezimmer gestanden und in den Spiegel geblickt, er hatte sich gerade rasiert und betrachtete nun sein Gesicht, nur für einen Augenblick hatte er diesen Ausdruck gehabt, als er mich hinter sich im Spiegel erblickte, lächelte er bereits, das Ganze war nicht mehr als ein kurzes Aufblitzen, vielleicht hätte ich es sogar vergessen, wenn ich nicht noch am selben Tag im Müllimer die Verpackung einer Haartönung gefunden hätte, vollkommen zufällig, ich suchte nach meinem Armband, ich hatte es vorm Kochen abgestreift und dachte, vielleicht hatte ich es ja aus Versehen zusammen mit den Apfelschalen weggeworfen, ich war sehr überrascht, denn er war stets stolz darauf, dass er nicht ergraute, wollte die Verpackung nehmen und ihm lachend unter die Nase halten, doch dann dachte ich an den Blick im Spiegel und ließ es sein.

Und nun sah er mich mit dem gleichen Blick an wie damals sein Spiegelbild, und da verstand ich mit einem Mal alles, ich verstand, dass er in mir sich selbst sah, das, wovor er sich am meisten fürchtete, sein eigenes Älterwerden, und da dachte ich, solle er doch samt seiner unendlichen Eitelkeit zur Hölle fahren und gleich dort bleiben, nun würde ich erst recht nicht weinen, keine Szene machen, hier würde es kein cry me a river geben, ich dachte an die Kälte in mir, an das Eis, ließ es in meinen gesamten Körper ausströmen, ließ meine Gesichtszüge erstarren, ich spürte, wie sich meine Lippen öffneten, ließ sie sich zu einem klirrenden Lächeln verziehen, und dann sagte ich zu ihm lediglich, kühl und trocken: „Schade.“

(Ispahan)

Ich hätte nicht gedacht, dass er kommen würde. Zu Beginn des Konzerts war er auch noch nicht da, das wäre mir aufgefallen, doch dann, gerade vor Cry me a river, saß er plötzlich direkt vor mir, dritte Reihe in der Mitte, ich entdeckte ihn trotz der Scheinwerfer. Ich lächelte ihn an und sah sofort, dass mein Blick ihn in Verlegenheit brachte, vielleicht befürchtete er, den anderen Zuschauern würde auffallen, dass ich ihn ansah, dabei fiel es ihnen nicht auf, ich bin schon lange genug im Geschäft, um jeden im Publikum glauben zu machen, ich sänge für ihn allein.

Dabei sah ich nur ihn an, wie er dasaß, die Beine nervös übereinandergeschlagen, die Hände auf den Knien, verschämt, mit gesenktem Blick, er rückte auf dem Stuhl hin und her, errötete wohl sogar ein bisschen, wodurch er noch jünger erschien, beinahe wie ein Jugendlicher, die Sommersprossen stachen noch stärker hervor, süß ist er, dachte ich, süß, und umklammerte das

Mikrofon mit beiden Händen, wiegte mich in den Hüften zum Rhythmus der Musik, zum Rhythmus meiner eigenen Stimme.

Dabei schließe ich meist die Augen, früher habe ich sie auch beim Küssen geschlossen, doch bei ihm nicht, ihn sah ich auch beim Küssen an, ich hatte ihn zuerst geküsst, hatte bemerkt, dass er es wollte, aber ich wollte es noch mehr, es war mir egal, dass er erst dreiundzwanzig war und ich neununddreißig, natürlich dachte ich daran, wie hätte ich nicht daran denken sollen, doch es war nur eine leise, ferne Melodie, um die ich mich nicht kümmerte, ich umarmte ihn und zog ihn zu mir und küsste ihn, sein Kuss war süß. Er erschrak ein wenig, doch küsste er mich auch und umarmte mich, und die Süße seines Kusses öffnete sich und bekam eine Tiefe, sie schmeckte nach Rosen und Himbeeren, und nach etwas anderem, das ich nicht kannte, ich schloss die Augen nicht, betrachtete sein Gesicht, von Nahem waren die Sommersprossen noch größer, wie ich sie liebe, dachte ich, ich liebe diese Sommersprossen, ich bin verliebt, und es ist mir egal, dass er beinahe mein Sohn sein könnte. Natürlich könnte ich mir, rational betrachtet, sagen, ich habe gerade eine hässliche Trennung hinter mir, mir ist klargeworden, dass auch ich älter werde, kein Wunder, wenn ich mich in den Erstbesten verliebe, der mir über den Weg läuft, und sei es ein junger sommersprossiger Konditor beim Kurs Die Hohe Schule der französischen Desserts, doch vielleicht gefällt es mir ja gerade, dass er nicht weiß, wer ich bin, denn er interessiert sich nicht für Jazz, er weiß nicht einmal, was das ist, er sieht in mir nicht die Sängerin, sondern nur die Frau.

Als er mich fragte, was ich sonst so mache, verriet ich es ihm zunächst nicht, ich küsste ihn und sagte, das sei ein Geheimnis, mir gefiel dieses Spiel, es gefiel mir, wie er während des Kurses so tat, als wäre nichts zwischen uns, es gefiel mir, alles so einrichten zu müssen, dass ich als Letzte dableib, es gefiel mir, dass ich ihn, wenn ich wollte, mit meinem Blick bis über beide Ohren erröten ließ.

Der Kurs dauerte drei Monate. Ich lernte wie eine ordentliche Creme sein musste, wie man Schokolade temperierte, Zuckerfäden zog und Macarons buk.

Zur letzten Stunde brachte ich ihm eine Karte zu meinem Konzert mit, sie war schön bunt, darauf mein Gesicht und mein Name in Goldbuchstaben, er war furchtbar verlegen, als er sie nahm, ich sagte, ich müsse mit ihm über etwas sprechen, und da sagte er aufgewühlt und hektisch, er wisse schon, ich wolle sagen, er sei zu jung für mich, und das verstehe er auch, und dann holte er mit fahrigem Bewegungen ein Einweckglas aus seiner Fahrradtasche und gab es mir, ein Abschiedsgeschenk, sagte er, rote Marmelade, ein Einweckglas mit Bügelverschluss, ich betrachtete sein Gesicht, den Tanz seiner Sommersprossen, und wusste, dass ich ihm nun nicht mehr würde sagen können, was ich ihm hatte sagen wollen, ich öffnete den Verschluss und steckte den Finger in die dicke Marmelade, leckte sie ab, mein Mund füllte sich mit dem Geschmack, den ich von unserem ersten Kuss kannte, mir kamen die Tränen, ich drehte den Kopf weg, damit er es nicht sah, wischte mir die Augen mit dem Ärmel meiner Seidenbluse ab, hörte, wie er sagte, stimmt's, das schmeckt gut, es ist eine Mischung aus Himbeere, Rose und Litschi, die Erfindung eines weltberühmten französischen Konditors, es heißt Ispahan. Ich lächelte ihn an, sagte danke, danke für alles, und wenn er es einrichten könne, solle er doch zum Konzert kommen.

Ich blicke ihn direkt an und singe cry me a river, lasse das Mikrofon los, presse die rechte Hand auf den Bauch, die unregelmäßigen Klänge des Kontrabasses sind wie der nur manchmal wahrnehmbare Rhythmus eines klopfenden Herzens, und das sind sie auch, in mir pulsiert ein neues

Leben, eines das nur mir gehört. Ich sehe ihn an, lächele, denke, ich habe es ihm nicht erzählt, er wird es nie erfahren.

(Peace-Zeichen)

Summend steige ich die Treppen hinauf, kein Jazz, ein Volkslied, einfach, ohne Text, in der Hand die Tüte mit Kuchen, ich freue mich, dass die Probe ausgefallen ist, freue mich, dass ich den verloren geglaubten Wochenendtag zurückbekommen habe. Marcell wird sich auch freuen, vielleicht ist er noch gar nicht wach, dann kann ich ihm die Cremeschnitte und den Sahnekakao ans Bett bringen. Ich weiß natürlich, dass er kein Kind mehr ist, er ist fünfzehn, oft sehe ich schon den erwachsenen Mann in ihm, zum Beispiel streift er die Schuhe mit haargenau der gleichen ungeduldig nachlässigen Bewegung ab, die ich bei seinem Vater gesehen habe, das berührt mich immer so, dass ich ihn nicht zurechtweisen mag, er solle sie ordentlich hinstellen, denn würde ich ihn zu zurechtweisen, würde er mit dem Schulterzucken und Lächeln reagieren, das ich von klein auf so gut von ihm kenne, ein bisschen linkisch, ein bisschen schelmisch, und dann wäre bei mir erst recht alles vorbei, denn ich müsste daran denken, dass er, als ich dieses Lächeln zum ersten Mal bei ihm sah, gerade laufen lernte und den kleinen Tisch mit dem Stapel CDs umgestoßen hatte, der Lärm erschreckte ihn, und er sah mich ganz verunsichert an, ob ich nun mit ihm schimpfen würde, und als ich lachte, versuchte auch er zu lachen, doch vor Schreck gelang ihm nur dieses Lächeln, weshalb ich natürlich nicht anders konnte, als ihn hochzuheben und mit Küssen zu bedecken.

Ich komme im dritten Stock an, gehe den Laubengang entlang, zu unserer Eckwohnung, es ist furchtbar, dass ich schon wieder daran denke, wie er als kleiner Junge war, obwohl er schon fast erwachsen ist, egal, er wird trotzdem immer mein Sohn bleiben, der einzige verlässliche Mann in meinem Leben. Wenn ich ihn nicht allein erziehen würde, wäre meine Liebe zu ihm vielleicht nicht so unerträglich stark. Manchmal denke ich darüber nach, warum kein Mann bei mir geblieben ist, und komme immer wieder zu dem Schluss, dass keiner an dritter Stelle sein wollte, nach meinem Sohn und dem Singen, als Marcell fünf Jahre alt gewesen ist, hat er mich einmal gefragt, Mama, kann es sein, dass die Musik mein Vater ist, darauf wusste ich nichts zu erwidern, brauchte aber all meine Kraft, um nicht in Tränen auszubrechen.

Als ich den Laubengang zur Hälfte zurückgelegt habe, höre ich das Pulsieren, vielmehr höre ich es eigentlich nicht, ich spüre es eher, von den Fußsohlen kriecht es mir in den Körper hinauf, zuerst weiß ich gar nicht, was das ist, doch als ich vor der Tür stehe, erkenne ich Marcells Musik, Drum 'n' Bass, er liebt das, ich kann diese Musik leider nicht ertragen, wir haben ausgemacht, dass er sie nur dann laut hören darf, wenn ich nicht zu Hause bin, ich habe ihm gute Kopfhörer gekauft. Das primitive Wummern der Drum Machine geht mir schon so, durch die Tür, auf die Nerven, ich drücke die Klinke, die Tür öffnet sich nicht.

Ich habe sie ja zugeschlossen, als ich losgegangen bin, fällt mir ein, hole den Schlüssel hervor, bekomme ihn nicht ins Schloss, durch das Türglas erkenne ich Marcells Schlüssel, der innen steckt, ich verstehe nicht, warum er ihn im Schloss gelassen hat, will klingeln, als ich an der Garderobe den mir unbekanntem roten Mantel erblicke.



Ich halte inne, klinge nicht, neben dem Mantel hängt eine Umhängetasche voller Flicker, die pinkfarbenen, blauen, schwarzen und roten Flicker ergeben ein rundes Peace-Zeichen. Mir fällt ein, dass ich diesen Mantel und diese Tasche doch schon einmal gesehen habe, Marcells Bild erscheint vor mir, wie er neben dem dünnen, großen, rothaarigen Mädchen aus der Bibliothek kommt, sich nicht von ihr verabschiedet, sie nicht einmal ansieht, er kommt zum Auto und setzt sich neben mich, wir fahren los, ich sehe das Mädchen im Rückspiegel, sie steht an der Bordsteinkante, blickt uns hinterher. Ich denke an ihr Gesicht, sehe ein triumphierendes Lächeln, doch das bilde ich mir sicherlich nur ein, es ist ein schönes Mädchen, wie alt es wohl sein mag, fünfzehn, höchstens sechzehn? Ich denke an Marcell, frage mich, warum er es mir nicht erzählt hat.

Ich weiß, dieser Moment musste kommen, ich müsste stolz sein, ich drehe mich weg, lehne mich an die Wand, betrachte die Akazien im Hof, das Wogen der weichen Blätter, die sich erst vor kurzem aus den Knospen entfaltet haben, spüre den Bass im Rücken, ich rutsche in die Hocke, mir scheint es, der Rhythmus verändert sich, wird langsamer, das könnte auch das Dröhnen eines Kontrabasses sein, wohl mein Evergreen, Cry me a river, doch auch das bilde ich mir nur ein.

Ich greife in die Tüte, reiße das Einschlagpapier auf. Stecke den Finger in die Cremeschnitte, lecke die Masse ab, nehme den Vanillegeruch des Puderzuckers wahr und einen salzigen, bitteren Geschmack, wie den von unterdrückten Tränen.

(Glut)

Mir geht es nicht gut. Die Operation war vor drei Monaten, aber meine Haare sind immer noch nicht wieder richtig nachgewachsen, wenn ich in der Garderobe in den Spiegel blicke, sieht mich immer diese klapperdürre Alte an, ein Anblick, an den ich mich selbst nach einem Jahr nicht habe gewöhnen können, jetzt scheint sie mir doch ein klein bisschen zugelegt zu haben, ihr Gesicht wirkt runder. Ich winke ihr zu, hallo, Liebes, wir leben noch, wer hätte das gedacht, und wie immer erwidert sie meinen Gruß und sagt das Gleiche wie ich, ich lese es ihr von den Lippen ab.

Das hätten wir nicht gedacht, wiederhole ich, werfe einen Blick auf die Perücke, solange es nicht unbedingt sein muss, setze ich sie nicht auf.

Über das Make-up trage ich noch etwas Puder auf, mehr aus Gewohnheit und des Duftes wegen, dem Silberetui entnehme ich die übliche Zigarette vor dem Auftritt, finde natürlich keine Streichhölzer, auch kein Feuerzeug, ich klopfe an der Tür, der Assistent steckt den Kopf herein, hat aber auch kein Streichholz, er kommt mit dem Theaterintendanten zurück, dieser hat ein Streichholzbriefchen dabei, nennt mich Jazz-Königin, macht Scherze, bezeichnet die Garderobe als Raucherinsel, ich merke, dass er sich unterhalten möchte, muss ihn bitten zu gehen, vor dem Auftritt muss ich mindestens für die Zeit der Zigarette allein sein.

Ich setze mich zurück vor den Spiegel, rolle die Zigarette zwischen den Fingern hin und her, lausche dem Rascheln des Tabaks, stecke sie zwischen die Lippen, die Streichhölzer taugen nicht viel, sie lassen sich schwer entzünden, der Kopf des ersten bricht ab, früher hätte ich mich darüber geärgert, jetzt ist es mir egal, ich breche ein weiteres aus dem Briefchen, mit diesem gelingt es, ich

betrachte die gelbe Flamme im Spiegel, halte sie mir vors Gesicht, dann an die Zigarette, atme den Rauch ein, er breitet sich aus, in Mund, Kehle, Lunge.

Ich halte den Rauch für einen Moment in mir, schließe die Augen, das beißend Bittere tut gut. Ein kribbelnder Schmerz fährt mir durch die Brust, bewegt sich entlang der Narben über meinen Körper, ich öffne die Augen, atme aus. Der Rauch ist dicht wie Nebel, verdeckt mein Gesicht, ich sehe mich nicht mehr im Spiegel, nur das Licht der Lampen scheint hindurch, ein grelles, gelbes Licht, ich muss an das Neonlicht an der Decke denken, das grelle Neonlicht und das kalte Fußende des metallenen Rollbettes, ich berührte es mit der Fußsohle, und ich weiß noch genau, mir schoss der Gedanke durch den Kopf, dass man es bestimmt nicht abgewaschen, nicht desinfiziert hatte, und es vor mir bestimmt von jemand anderem mit dem Fuß berührt worden war, ich versuchte, den Fuß wegzuziehen, konnte mich jedoch nicht mehr bewegen, diese Hilflosigkeit kam mir plötzlich abgrundtief und hoffnungslos lächerlich vor, ich sagte mir, eigentlich sei es doch egal, ich sei ohnehin am Ende, man würde mich schieben, wohin man wolle, wir würden immer weiter und weiter gehen, ich würde nie mehr im OP-Saal ankommen, und nie mehr von dort herauskommen, es gebe nichts als diese weiße Decke da oben, die weiße Decke mit einer grellen Neonlampe nach der anderen, es gebe nichts anderes mehr als diese kalte und beklemmende Stille, das müsse ich akzeptieren, damit müsse ich mich abfinden, alles habe irgendwann ein Ende, und da spürte ich wieder die Kälte am Fuß, und wie diese durch meinen gesamten Körper hinauffuhr, und als sie in meiner Kehle ankam, erklang plötzlich ein Ton in mir, er tönte lang und tief, und da dachte ich, ja, das bin ich, dieser Ton, nicht mehr, nur dieser Ton, ich habe keinen Körper, keine Fußsohle, auch keine Knöchel, keine Oberschenkel, keine Beine, keinen Bauch, keine Brust, keinen Rücken, ich bin nur ein klarer körperloser Ton, ich habe keine Zellen, in mir gibt es keine Metastasen, kein bösartiges Wuchern, ich bin ein Ton, der klingen kann oder verstummen, das ist einerlei, das einzige, was zählt, ist das Licht, und da erblickte ich einen Spinnenfaden, der von der Ecke einer Neonlampe herunterhing, es war nichts als ein dünner Spinnenfaden, der im Luftzug ganz langsam schaukelte, ich sah auch die Spinne an dessen Ende, sie war durchscheinend weiß, ich dachte, sie würde auf mich fallen, das wollte ich nicht, ich wollte nicht, dass sie auf mich fiel, ich ließ den Faden nicht aus den Augen, er war gespannt und tönte wie eine Saite, wie die G-Saite des Kontrabasses, ich wusste, dass der Faden gleich reißen würde, und ich spürte, dass ich etwas wollte, es gab wieder etwas, das ich wollte, ich wollte, dass er nicht riss, das sollte nicht sein Ende sein, noch nicht, und da begann die Spinne wieder hinaufzuklettern.

Der Rauch löst sich auf, mein Gesicht wird sichtbar, ich betrachte die Zigarette, die Spitze der Zigarette, wie sie glüht, ich höre den Lautsprecher, noch drei Minuten, sagen sie, und dass die Vorstellung restlos ausverkauft sei, ich greife nach der Perücke, na klar, denke ich, alle sind sie gekommen, alle, sie wollen mich noch ein letztes Mal sehen. Noch ein letztes Mal wollen sie Cry me a river von mir hören.

Ich setze die Perücke auf, zupfe sie zurecht, sehe mein Spiegelbild an, mir geht es nicht gut, sage ich, mir geht es nicht gut, doch immerhin lebe ich noch.

Ich drücke die Zigarette aus, der Filter am Ende ist rot, rot wie Glut.

Übersetzung: Timea Tanko